

Kein Zwang zur Debatte*

50 Jahre SOZIOLOGIE – Forum der Deutschen
Gesellschaft für Soziologie

»Auch wenn das beständige Wachstum der Soziologie in Deutschland ein steigendes Angebot von veröffentlichungswürdigen Manuskripten erwarten läßt, so ist doch eine neue soziologische Zeitschrift in mancher Hinsicht nicht unproblematisch, zumal wenn sie zugleich als das »vereinsoffizielle« Blatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zu gelten hätte.« (M. Rainer Lepsius im Editorial zur ersten Ausgabe der SOZIOLOGIE 1972/73)

Dirk Baecker: Liebe Kolleginnen und Kollegen, herzlich willkommen zu unserem Video-Gespräch zum 50jährigen Erscheinen des DGS-Forums SOZIOLOGIE. Ich freue mich, dass Sie als Ex-Herausgeberin und -Herausgeber zu diesem Gespräch bereit sind, und bin neugierig auf ihre Eindrücke aus den vergangenen Jahren und Ihre Ideen zur weiteren Entwicklung.

Sina Farzin: Schön, dass es trotz der jubiläumsfeindlichen Umstände klappt, die SOZIOLOGIE auf diesem Weg ein bisschen zu feiern.

Dirk Baecker: Lepsius hat in seinen Erinnerungen geschrieben, dass der Plan zur Gründung einer Mitgliederzeitschrift von Adorno stammt. Adorno selbst hat diese Idee aber nicht umgesetzt, sondern Lepsius hat sich dafür stark gemacht, als er Vorsitzender der DGS war. Das hat Bernhard Schäfers

* Am 26. Mai 2021 trafen sich per *zoom* zu einem Gespräch nicht nur über die SOZIOLOGIE: *Dirk Baecker* (Herausgeber seit 2021), *Sina Farzin* (Herausgeberin von 2017 bis 2021), *Rüdiger Lautmann* (Herausgeber von 1995 bis 1999), *Sylke Nissen* (in der Redaktion seit 2003), *Thomas Schwierting* (Redakteur von 1999 bis 2003), *Georg Vobruba* (Herausgeber von 2003 bis 2017) und *Johannes Weiß* (Herausgeber von 1999 bis 2003). *Bernhard Schäfers* (Herausgeber von 1992 bis 1995) konnte an dem Gespräch leider nicht teilnehmen.

im Vorfeld unseres Gesprächs aus Lepsius' Erinnerungen recherchiert. Und wenn es stimmt, dass Lepsius 1972 den Soziologentag nicht veranstaltet hat, sondern in Mannheim eine »Interne Arbeitstagung« abhielt, weil er den Eindruck hatte, jeder neue Soziologentag führe dazu, dass die Gesellschaft für Soziologie endgültig auseinanderbricht, dann sollte das Mitteilungsblatt anscheinend eher eine verbindende, vielleicht sogar kollegiale, kolloquiale, umgängliche Form der Verständigung unter den Soziologen haben.

Rüdiger Lautmann: Mein erster Soziologentag war der in Frankfurt 1968. Der Kongress war für mich ein großes Erlebnis, aber er war eigentlich gar nicht so gespalten. Es gab den Aufstand des Mittelbaus, aber von einem Zerbrechen der Disziplin war zu der Zeit keine Rede. Das entstand erst in den Folgejahren. Als ich 1971 nach Bremen kam, war Soziologie als eine bürgerliche Wissenschaft verschrien, die man zugunsten einer erweiterten Sozialwissenschaft abschaffen muss, die historisch-materialistisch orientiert ist. In Bremen waren jede Menge Soziologie-Absolventen und -absolventinnen berufen worden. In den speziellen Studiengängen, also in der Juristenausbildung, in den Ingenieurwissenschaften, in der Psychologie, Behinderten- und Sozialpädagogik, Ökonomie, überall saßen Soziologie-Leute und argumentierten tatsächlich marxistisch, historisch-materialistisch. Die kamen aus Frankfurt, Berlin und Marburg, und ich rutschte sofort an den rechten Rand. Es war schon sehr, sehr merkwürdig. Nachdem ich in Bielefeld noch einen Aufstand gegen Helmut Schelsky organisiert hatte und links stand, war ich in Bremen sofort zwar nicht rechtsradikal, aber jedenfalls rechts außen. Aber das war kein Zerbrechen des Fachs.

Ich denke, jede Disziplin, auch die Soziologie hat ein Mitteilungsblatt, denn ein Verein kann ohne interne Kommunikation nicht funktionieren. Ursprünglich war die DGS ja nur ein Honoratiorenverein, den praktisch vor allem die Lehrstühle beschickten. Das änderte sich in den 1970ern, und dafür hat das Mitteilungsblatt sicher eine konstruktive Arbeit geleistet. Ich glaube nicht, dass es die Krise war, die das Blatt hervorgerufen hat. Es war einfach sinnvoll, die Soziologie, die gerade in der Bundesrepublik auf die Beine gekommen war, zu verfestigen und funktionsfähig zu machen. Und das hat sich auch bewährt.

Dirk Baecker: Ist es nicht überraschend, dass ausgerechnet Adorno, den ich mir nicht als Verbandspolitiker vorstellen kann, eine solche Idee in die Welt gesetzt hat?

Rüdiger Lautmann: Jeder weiß, dass Adorno ein großer Stratege war, was die Besetzung der Stellen in Frankfurt und andernorts anlangte, und dass er manche Leute verhindert hat, die sinnvollerweise dort hätten sein sollen. Und er hat ja durch seine Emigration so viele Erfahrungen machen müssen, wie wichtig Organisation ist, dass er damit auch in der DGS in seiner kurzen Amtszeit als Vorsitzender hat arbeiten können. Aber es war vermutlich keine große Überlegung dahinter. Adorno war kein Chaot, ganz im Gegenteil. Er war hoch organisiert.

Johannes Weiß: Adorno vermochte als »großer Stratege« zu handeln und liebte es. Das zeigte sich auch auf dem Soziologentag 1964 in Heidelberg zum Thema »Max Weber und die Soziologie heute«. Adorno war damals Vorsitzender der DGS und wollte den Kongress nutzen, um Webers Konzeption der Rationalisierung einer prinzipiellen Kritik zu unterziehen. Zu diesem Zweck bediente er sich vor allem Herbert Marcuses und dessen einführenden Referats zum Panel *Industrialisierung und Kapitalismus*. Allerdings hat diese (Ideologie-)Kritik die Rezeption und Erforschung des Weberschen Werks nicht wesentlich und anhaltend beeinflusst. Auch Habermas ging sie zu weit und an der Sache vorbei.

Dirk Baecker: Herr Lautmann, Sie waren ab 1995 Herausgeber der SOZIOLOGIE. Was können Sie aus Ihren ersten Jahren berichten?

Rüdiger Lautmann: Bernhard Schäfers war mein Vorgänger, er hatte dieses Blatt professionalisiert, er hatte zum Beispiel die Rubrik »DGS-Nachrichten« eingeführt. Ich habe die »Nachrichten aus der Soziologie« ergänzt und die Verbandsmitteilungen vom redaktionellen Teil getrennt. Das Blatt hat ja einen doppelten Charakter. Es ist einerseits Verkündungsblatt für die Arbeit von Vorstand, Konzil und so weiter, es dokumentiert Wahlergebnisse und ähnliches. Aber es wollte auch ein Fachblatt sein. Schon von Lepsius war auf den Weg gebracht und durch Herrn Schäfers fortgesetzt worden, dass Fachartikel erscheinen. Und ich hatte den Ehrgeiz, Debatten in diesem Blatt zu etablieren. Debatten, die woanders nicht geführt werden können, weil die *Kölner Zeitschrift* oder die *Zeitschrift für Soziologie* in dieser Richtung sehr viel schwerfälliger sind. Die erscheinen zwar auch viermal im Jahr, aber die können nicht so schnell auf Bewegungen im Fach reagieren. Mir ist es damals schwergefallen, etablierte Kollegen zur Mitarbeit zu bewegen. Heute tun die das. Das Blatt ist inzwischen so gut und erinnert mich an *The American Sociologist*, das ehemalige Fachblatt der American Sociological Association.

Sylke Nissen: Dieses Journal war ganz offenbar Vorbild gewesen. Lepsius hatte im Editorial zum ersten Heft geschrieben, dass sich *The American Sociologist* durch die Verbindung von Mitteilungsblatt mit einer Zeitschrift, die sich den Fragen der soziologischen Profession widmet, als Modell für das Verbandsblatt der DGS anbieten würde.

Rüdiger Lautmann: Ich fand diese Zeitschrift immer sehr interessant, weil die das Fach betreffenden, die disziplinären Debatten dort geführt worden sind. Und das war auch mein Ziel für das DGS-Blatt. Ich denke, das hat sich sehr stark etabliert, weil der Bedarf da ist und weil das von den anderen, wie *Soziale Welt* und so weiter, nicht befriedigt werden kann. Das gelang uns ganz gut. Als ich die Zeitschrift in Bremen verantwortete, gab es ja keine Mittel für die Redaktion. Ich hatte verschiedene Mitarbeiter, und mit einem von denen habe ich diese Zeitschrift organisiert. Das ging gut. Ich habe das sehr gern gemacht.

Dirk Baecker: Gab es ein Highlight, an das Sie sich gern erinnern?

Rüdiger Lautmann: Na ja, Highlight ist vielleicht nicht der richtige Begriff, aber der Tod von Niklas Luhmann fiel in meine Zeit. Ich habe zwei Nachrufe hereingeholt, von Otthein Rammstedt (mit mir sein ältester Assistent) und Detlef Krause.¹ Da musste man ganz schnell reagieren. Denn die Aktualität ist etwas, das man von diesem Blatt erwartet. Ich habe die Nachrufe dann »In memoriam« genannt.

Johannes Weiß: Als die SOZIOLOGIE nach Kassel kam, hatten wir nicht vor, ein ganz neues Blatt in die Welt zu setzen. Wir waren im Großen und Ganzen mit dem Fachorgan zufrieden. Allerdings haben wir uns vorgenommen, drei Standbeine zu entwickeln. Das eine war, der Kommunikation innerhalb des Faches zu dienen. Zweitens wollten wir die Internationalität der Soziologie stärken. Deshalb sollten regelmäßig Beiträge erscheinen, die über die Soziologie in anderen, vorzugsweise nicht-europäischen Ländern berichteten. So gab es zuerst einen Bericht über die Soziologie in Süd-Korea, dann noch kleinere über Schweden, Bulgarien und Israel. Ein regelmäßiger Abdruck solcher Berichte erwies sich aber, vor allem wegen des Mangels an interessierten und geeigneten Autorinnen und Autoren, als unmöglich.

¹ Detlef Krause, In memoriam: Niklas Luhmann – das Werk. Heft 4, 1998, 93–103; Otthein Rammstedt, In memoriam: Niklas Luhmann – eine persönliche Erinnerung, Heft 2, 1999, 110–114. (Anm. der Redaktion: Alle in den Fußnoten angegebenen Quellen beziehen sich auf Ausgaben der SOZIOLOGIE.)

Schließlich wäre es uns wichtig gewesen, die Beziehung und den Austausch zwischen der Soziologie und der Öffentlichkeit zu fördern. Zu diesem Zweck wären wohl zeitdiagnostische Themen und Kontroversen besonders geeignet gewesen; sie nötigen die Soziologie im Übrigen auch in besonderem Maße, ihre Grenzen selbstkritisch zu bedenken. Das Vorhaben hat sich aber kaum realisieren lassen. Es mangelte an Beiträgen, die thematisch, gedanklich und sprachlich den Anforderungen entsprochen hätten, und die SOZIOLOGIE wird eben, ihrer hauptsächlichen Bestimmung gemäß, außerhalb der Fachgrenzen wenig gelesen.

Rüdiger Lautmann: Wir sind ja kein debattenstarkes Fach mehr. Das hat sich leider nach Kassel verloren: 1974 gab es diesen Theorienvergleich-Soziologentag in Kassel »Zwischenbilanz der Soziologie«. Und da saßen die Größen: Joachim Matthes für den Interaktionismus, Luhmann und andere auf dem Podium, und es stellte sich heraus, die können zwar nacheinander, aber nicht miteinander reden. Und so ist es dann ja auch in der Soziologie gekommen. Wir haben heute eine Fraktionierung, und das bedaure ich. Aber das hat ja mit dem Blatt nichts zu tun.

Thomas Schwierting: Mein Eindruck ist, die Debatten in der Soziologie fanden immer auf den Soziologentagen statt. Und die Zeitschrift diente dazu, das Ganze in das Alltagsgeschäft zu überführen und zu erden.

Rüdiger Lautmann: In den 1990ern waren wir schon völlig befriedet untereinander, durch Abgrenzung, Abstecken der Claims. Es hat sich seither eine ganze Reihe Fachzeitschriften neu gebildet, die ihre eigenen Ansätze verfolgen. Wir werden sicher noch auf die Akademie für Soziologie zu sprechen kommen, denn das ist ja eigentlich das, was heute angesagt ist. Und darüber finde ich im Blatt etwas zu wenig. Ich meine, das gehört in unser Blatt, denn wenn die DGS die große Mutter der gesamten deutschen Soziologie sein will, dann muss sie auch der Akademie und deren Vertretern den Raum geben. Und dann müssen eben die – früher sagte man – positivistischen Ideale auch wirklich ausgesprochen werden können. Einiges erscheint, aber irgendwie läuft das ein bisschen nebenher. Das ist ja der neue Streit, und den sollten wir im Fach nicht unterdrücken.

Sina Farziz: Dass es in der SOZIOLOGIE wenig Auseinandersetzung zum Thema Akademie gab, ist nicht ganz richtig, Herr Lautmann. Ich würde auch bezweifeln, dass es *zu* wenig war. Gerade während meiner Herausgeberinnen-Zeit wurde in der SOZIOLOGIE intensiv über die Akademie und die

durch die Ausgründung angestoßenen Themen diskutiert. Mir fallen spontan die Beiträge von Steffen Mau und Paula-Irene Villa, Daniela Grunow, Armin Nassehi, Nicole Burzan und Birgit Blättel-Mink oder erst vor kurzem Stefan Hirschauer² ein.

Johannes Weiß: Während unserer Herausgeberschaft ist viel über qualitative und quantitative Sozialforschung publiziert worden, aber immer getrennt. Die Einen und die Anderen haben ihre Position vorgetragen; eine eingehende Debatte gab es damals nach meiner Erinnerung nicht. Die qualitative Sozialforschung war inzwischen als durchaus seriöse, angemessene und mit guten Gründen zu vertretende Position anerkannt. Insofern gab es innerhalb des Hefts keine Debatten, die qualitativen Sozialforscher und Sozialforscherinnen kamen regelmäßig zu Wort. Die Quantifizierenden waren wohl etwas weniger, aber – nach eigener Einschätzung – zureichend vertreten. Nach dem Eindruck, den die SOZIOLOGIE vermittelt, lebten beide »Parteien« also durchaus friedlich miteinander. Wenn es nach uns gegangen wäre, hätte es durchaus etwas mehr (sachliche) Auseinandersetzung geben können

Georg Vobruba: Ich möchte aus strategischen und auch inhaltlichen Gründen nicht allzu weit auf die Akademie eingehen, aber heftig widersprechen, dass es von Kolleginnen und Kollegen, die viel von quantitativen Methoden halten, keine Beteiligung an der SOZIOLOGIE gab. Es gab irgendwann um die Wende von Weiß zu mir einen Schlagabtausch zwischen Esser und Nassehi: »Wohin zum Teufel mit der Soziologie« hieß das.³ Das war eigentlich recht erfrischend. Und mir fällt sofort ein, dass wir eine E-Mail-Debatte hatten über die Frage, ob Soziologie eigentlich kritisieren kann, an der Frank Kalter sehr produktiv teilgenommen hat.⁴ Auch Jürgen Gerhards hat immer

2 Steffen Mau, Paula-Irene Villa, Von angeblich alternativlosen und alternativen Fakten. Heft 3, 2018, 273–283; Daniela Grunow, Ein Plädoyer für die Vielfalt theoriegeleiteter, systematischer und intersubjektiv nachvollziehbarer Forschung. Heft 3, 2018, 284–291; Armin Nassehi, Über Beziehungen, Elefanten und Dritte. Heft 3, 2018, 292–301; Nicole Burzan, Über eine multiparadigmatische Soziologie. Heft 1, 2019, 28–36; Birgit Blättel-Mink, Krisenwissenschaft Soziologie – Wissenschaft in der Krise? Heft 1, 2019, 37–51; Stefan Hirschauer, Ungehaltene Dialoge. Heft 1, 2021, 46–65.

3 Hartmut Esser, Wohin zum Teufel mit der Soziologie? Heft 2, 2003, 72–82; Armin Nassehi, Und wenn die Welt voll Teufel wär. Heft 4, 2003, 20–28.

4 Stephan Lessenich, Frank Kalter, Christine Resch, E-Mail-Debatte: Kann Soziologie kritisieren? Heft 4, 2009, 431–439.

wieder was gemacht; und Karl-Dieter Opp.⁵ Es ist also nicht so, dass die nichts getan hätten. Andererseits muss man sagen, wenn man die SOZIOLOGIE als ein Reflexionsorgan des Fachs begreift, tun sich Leute, die auf quantitative Erhebungen spezialisiert sind, vielleicht eine Spur schwerer als der Rest der Welt.

Dirk Baecker: An der Debatte mit Herrn Esser hatte ich mich 2003 beteiligt und jetzt mit Erschrecken festgestellt, dass der Beitrag übertitelt war: »Die Zukunft der Soziologie«. ⁶ Wenn man das 18 Jahre später liest, durchfährt einen ein kleiner Schauer. Auch wenn mir einiges noch gültig zu sein scheint.

Johannes Weiß: In unserer Zeit zwischen 1999 und 2003 gab es zwei Debatten in der SOZIOLOGIE. Eine betraf soziologische Aufklärung und eine entwickelte sich im Zusammenhang mit einem Aufsatz von Jürgen Gerhards über die Reputation von Soziologinnen und Soziologen.⁷ Das betraf aber nicht deren Reputation in der Gesellschaft, sondern in der Soziologie selbst: Welche Soziologen haben warum hohe Reputation. Da ging es wirklich um diese triviale Frage, wie erlangt ein Soziologe, eine Soziologin Reputation im Fach. Es ging im Wesentlichen darum, wie oft publiziert wer in welchen Organen, und das wurde zum Instrument der Reputationsmessung.

Dirk Baecker: Mittlerweile scheint sich die Debattenlage in der Soziologie weiter beruhigt zu haben. Die Soziologie ist ein immer erwachseneres Fach mit immer erwartbareren Themen. Stimmt dieser Eindruck?

5 Zum Beispiel: Jürgen Gerhards, Zur Verbesserung der Selbstbeobachtung der Soziologie. Heft 2, 2004, 56–65; Ders., Top Ten Soziologie. Welche soziologischen Texte sollten Studierende der Soziologie gelesen haben? Heft 3, 2014, 313–321; Karl-Dieter Opp, Der Beitrag der Sozialwissenschaften zur Lösung praktischer Probleme. Heft 2, 2005, 131–152. Ders., Die Produktion historischer »Tatsachen«. Heft 2, 2012, 143–157.

6 Dirk Baecker, Die Zukunft der Soziologie. Heft 1, 2003, 66–70.

7 Jürgen Gerhards, Reputation in der Soziologie – zwei getrennte Welten. Heft 2, 2002, 19–33. Günter Burkart, Die Faszination der Popsoziologie. Heft 3, 2002, 47–52; Werner Rammert, Die halbierte Reputation – eine grob fahrlässige und unfaire Rechnung! Heft 3, 2002, 53–55; Jutta Allmendinger, Eine drei-Welten-Lehre wissenschaftlicher Reputation und ihre Messung. Heft 3, 2002, 56–58; Günter Endruweit, Wie misst man Reputation? Messtheoretische Überlegungen zu Jürgen Gerhards »Reputation in der deutschen Soziologie«. Heft 4, 2002, 33–41; Ingo Schulz-Schaeffer, Publikationen zählen – empirische Anmerkungen zum Publikations-Ranking und zur Reputationswelten-Lehre. Heft 4, 2002, 52–55; Jürgen Gerhards, Zur Verbesserung der Selbstbeobachtung der Soziologie. Heft 4, 2002, 56–65.

Thomas Schwietring: Die Entwicklung des Heftes zeigt schon einen Professionalisierungsprozess. Als wir das Heft 1999 übernahmen, war im Untertitel aus »Mitteilungsblatt« das »Forum« der DGS geworden und das Heft bekam ein neues Layout. Georg Vobruba hat später eingeführt, dass wir Jahrgangszählungen haben. Das sind vielleicht Trivialitäten, aber es sind alles Dinge, an denen man die Bewegung hin zu einer richtigen Fachzeitschrift erkennt. Die drei Schwerpunkte, die Herr Weiß erwähnt hat, haben uns sehr geholfen, überhaupt eine hinreichende Menge an Fachartikeln zu akquirieren, um dem Anspruch einer Fachzeitschrift zu genügen, die mehr will als die »Berichte aus den Sektionen«. Inzwischen habe ich das Gefühl, dass dieser Teil vielleicht sogar überholt ist, weil die Sektionen ja nur noch sehr selektiv in der Zeitschrift berichten und alle ihre elektronischen Newsletter haben. Das geht sehr viel schneller. Früher hatten wir Berge von »Calls« und Tagungsankündigungen im Heft. Heute läuft das alles elektronisch. Das hat große Vorteile, hat aber auch den Nachteil, dass man das gemeinsame Forum nicht mehr hat. Natürlich hat nicht jeder aus allen knapp vierzig Sektionen die Newsletter abonniert. Das gemeinsame Forum hat immer noch eine zentrale Funktion, aber ich habe den Eindruck, in den 90er Jahren war diese Funktion stärker. Heute muss man sich aktiv gegen die digitalen Newsletter und für die Zeitschrift entscheiden.

Sylke Nissen: Die Berichte aus den Sektionen sind kein Nebenaspekt des Heftes, denn wie Herr Lautmann schon gesagt hatte, zur Hälfte besteht unsere Aufgabe darin, Verbandsorgan zu sein. Und dazu gehören Berichterstattungen aus den Sektionen. Wir haben natürlich auch festgestellt, dass die Berichte immer weniger werden. Das hängt damit zusammen, dass der Bericht in der SOZIOLOGIE für die Sektionen nicht mehr obligatorisch ist, um eine Refundierung von der DGS zu bekommen. Es ist schade, dass mit dem Wegfall der Berichtspflicht, vorsichtig gesagt, auch eine Schreibübung vor allen Dingen für Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler verloren geht.

Ich bedaure das Verschwinden der Sektionen aus der SOZIOLOGIE noch aus einem weiteren Grund: Die Beiträge aus den Sektionen reduzieren sich inzwischen auf reine Tagungsberichte und verzichten auf die Möglichkeit, das Leben und die Arbeit der Sektionen abzubilden, wie das in den Jahresberichten früher noch eher der Fall war. Und ich denke, die sind auch für Nicht-Mitglieder der jeweiligen Sektion informativ gewesen. Jetzt bekommen wir Tagungsberichte, die oft einen sehr kleinen und sehr speziellen thematischen Ausschnitt abdecken, und die Arbeit in den Sektionen wird weder bei uns noch in anderen, schnelleren Medien abgebildet.

Dirk Baecker: Herr Vobruba, der Soziologie hat auch die Postwendezeit nicht wirklich aus ihrem Manko einer Wahrnehmung durch die Öffentlichkeit herausgeholfen. Noch nicht einmal der Wiederaufbau ostdeutscher Universitäten hat große Unruhe geschaffen. Hatten Sie mehr oder weniger zu tun als Herr Weiß und Herr Lautmann?

Georg Vobruba: Das weiß ich nicht genau. Sagen wir mal vorsichtshalber: gleich viel. Ich denke, dass sich ungefähr zu der Zeit, als ich die SOZIOLOGIE übernehmen konnte, die Gesamtmitgliedschaft in einem Umbruch befunden hat, bzw. der Umbruch sichtbar geworden ist. Man muss bedenken, dass es noch nicht so lange her ist, dass Studierende überhaupt Mitglied der DGS werden können und sich im Zusammenhang damit die Zahl möglicher Mitglieder noch einmal deutlich erweitert hat. Als Reaktion darauf musste man davon ausgehen, dass sich die Zahl der reinen Konsumentinnen und Konsumenten des Heftes gegenüber der Zahl der potentiell Schreibenden sehr zu Lasten der Schreibenden verändert hat. Das heißt, in unserer Phase mussten wir zuerst mit der zunehmenden Konsumentenhaltung der Leserschaft fertig werden. Das bedeutete zugleich, man musste dahinter her sein, dass sich in dem Heft was tut. Ich habe sehr rasch die nicht unbedingt angenehme Erfahrung gemacht: von nichts kommt nichts. Wenn man nichts inszeniert, kriegt man das Heft vielleicht voll, aber dann hat man keinerlei Möglichkeiten mehr, Angebote abzulehnen. Und das ist für solch eine Zeitschrift absolut tödlich. Ich erinnere mich an die gesamte Herausgeberzeit als eine Art Balanceakt. Wir mussten einerseits immer die Arbeitshypothese aufrechterhalten, dass wir ein Überangebot an Manuskripten haben, und uns andererseits bemühen, Manuskripte zu finden. Das war, um am Rande der Wahrheit zu tänzeln, nicht immer ganz einfach. Dazu kam: Wir haben uns damals im Jahr 2003 ein paar einfache Regeln gegeben. Regel Nummer 1: Die SOZIOLOGIE ist keine Fachzeitschrift, sondern ein Reflexionsorgan. Das Thema der SOZIOLOGIE (Zeitschrift) ist die Soziologie (ein sehr umfanglicher Wissensbestand). Diese Regel einzuhalten, war manchmal etwas schmerzhaft, weil man dadurch etliche Beiträge ablehnen musste – andere übrigens auch ablehnen konnte. Andererseits hat sie uns sehr genau dirigiert, was wir zu bringen haben – jedenfalls nicht die Beiträge, denen man ansah, dass sie von der *Kölner Zeitschrift*, dem *Berliner Journal* und der *ZfS* schon abgelehnt worden waren. Da gab es einiges.

In dem Zusammenhang muss man übrigens auch immer etwas sehr Prosaisches bedenken. Wir sind nicht nur aus sachlichen Gründen, sondern auch aufgrund des Steuerrechts angehalten, ein ausgewogenes Verhältnis

zwischen inhaltlichen Artikeln und Berichten über das Fach und die Fachgesellschaft aufrecht zu erhalten. Es gab mal den Hinweis des Steuerberaters der DGS, man solle darauf achten, ausreichend über das Fach und die DGS zu berichten, sonst riskiert sie die Gemeinnützigkeit. Das muss man als Vorstand ernst nehmen. Die Arbeit bestand also erstens im Wesentlichen darin – ich muss vorsichtig sein –, einerseits Ideen zu haben und Beiträge einzuwerben beziehungsweise interessante Beiträge des Typs Debatten zu initiieren.

Zweitens ging es darum, das Heft so zu etablieren, dass es nicht nur mit der Post entgegengenommen, sondern auch gelesen wird. Das habe ich mit dem Editorial versucht, wobei ich die Erfahrung machte, dass die Mitgliedschaft erstaunlich wenig resonanzfähig ist, selbst wenn man mehr oder weniger pöbelt. Bis da ein Protest kam, das hat wirklich gedauert.

Und das Dritte war, aber das war wirklich mehr die Aufgabe der Redaktion, die Beiträge fallweise ins Deutsche zu übersetzen. Und zwar natürlich nicht aus anderen Sprachen, sondern etwas, das man für Deutsch hielt, in eine lesbare Sprache zu bringen. Das hat viel Arbeit gemacht und insofern kann ich nur sagen, ich bedaure es, wenn – wie Sylke das gerade gesagt hat – in der SOZIOLOGIE verloren geht, anhand von kurzen und von der Komplexität her überschaubaren Texten das Schreiben zu üben.

Sina Farzin: Georg, verrätst Du uns, auf welches Editorial Du Proteste bekommen hast?

Georg Vobruba: Ich kann Dir erstmal sagen, dass ich nach dem Editorial, das angefangen hat mit: »Die Frau, liebe Kolleginnen und Kollegen, ist aus der heutigen Gesellschaft nicht mehr weg zu denken«,⁸ gedacht habe, jetzt setzt es was. – Nichts, überhaupt nichts! Entweder, die Kolleginnen, auf die das in erster Linie gemünzt war, haben mir einfach zugestimmt, oder die haben sich gedacht, lass den reden. Ich fürchte letzteres. Oder sie kannten Loriot. Es gab eigentlich leider nie Ärger. Einige Editorials haben es zu Erwähnungen in der FAZ gebracht, was schlicht an Jürgen Kaube lag. Und wenn ich im Editorial geschrieben habe, dies oder jenes würde in der Soziologie fehlen, hat sich in ein, zwei, vielleicht drei Fällen prompt jemand gefunden, der doch was dazu gemacht hatte. Was von mir dann nicht provozierend gemeint war, sondern einfach meinem Nichtwissen schuldhaft zuzurechnen ist.

Dirk Baecker: Das klingt doch nach einem angemessenen Grad an Wirksamkeit.

⁸ Georg Vobruba, Die Frau. Heft 1, 2012, 5–7.

Georg Vobruba: Ja, ja. Wobei ich es auch nicht so toll fand, wenn manche Leute *nur* mein Editorial gelesen haben, damit sie sich fallweise darüber beömmeln können. Man kann es schwer kontrollieren. Man könnte ja mal schauen, welche Beiträge zitiert werden. Da gibt es schon ein paar aus der Zeit, die ganz gute Zitationen haben.

Das Schönste an meiner relativ langen Herausgeberzeit war, dass sich gegenüber den Editorials eine Art Erwartungshaltung aufbaute. Mit der ließ sich dann spielen. So konnte ich ein toderntes Editorial über die »Identität der Soziologie« verfassen und die Leserinnen und Leser darauf hinweisen, dass es dieses Mal nicht komisch sei.⁹ Das fand ich komisch.

Sina Farzin: Wir hatten etliche Beiträge zu den Arbeitsbedingungen des Mittelbaus, auch aus der DGS-Mittelbau-Initiative heraus, unter anderem einen Beitrag, der relativ viel zitiert wurde. Das war eine kleine empirische Studie von Freya Gassmann und Eike Emrich aus dem Saarland zur Auswirkung der Reform des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes auf die Laufzeit ausgeschriebener Stellen.¹⁰

Grundsätzlich ging es auch bei mir eher um Kontinuität, eher Reform und nicht Revolution. Selbst wenn es in Hinblick auf die großen Themen bewegte Jahre waren, sozusagen von der Akademie zur Pandemie. Wir haben die Strukturen beibehalten und sehr stark versucht, das Reflexionsangebot umzusetzen. Das war auch mir immer ein Anliegen. Ich habe versucht, die Debatten mehr und mehr ins Heft zu holen, die ohnehin bei den Veranstaltungen der DGS stattfanden. Es gibt ja auf den Kongressen oder Einzelveranstaltungen sehr wohl lebendige Debatten und interessante Themen, die da gewälzt werden. Wir haben Podiumsdiskussionen nachgedruckt oder Einführungsstatements zu Panels oder Podien angefragt, damit die inhaltliche Arbeit der DGS, nicht nur für die dokumentiert ist, die in dem Moment teilnehmen, sondern nachgelesen werden kann. Ich glaube, das hat ganz gut funktioniert, und ist eine gute Möglichkeit, die Sichtbarkeit für Themen zu erhöhen, die im Verband bearbeitet werden.

Dirk Baecker: Wie kann man aus all den hier versammelten Erfahrungen Anregungen ziehen, was aus dem Forum werden kann, werden soll?

⁹ Georg Vobruba, Identität. Heft 4, 2010, 407–409.

¹⁰ Freya Gassmann, Eike Emrich, Wirkt die Novelle des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes? Heft 1, 2018, 7–25.

Sylke Nissen: Ich würde gerne an die Feststellung anknüpfen, dass das Heft im Laufe der Zeit professioneller und systematischer geworden ist und seine Identität im Sinne der Reflexion über das Fach stärker ausgebildet hat. Letzteres war ja schon bei der Gründung der SOZIOLOGIE angelegt, als die DGS gerade mal 400 Mitglieder hatte. Vor diesem Hintergrund würde ich es begrüßen, wenn das Forum seinem Namen noch stärker gerecht werden würde, wenn man fördern könnte, dass es in der SOZIOLOGIE zum Austausch über bestimmte Inhalte und Aspekte des Faches kommt und es nicht bei einzelnen Artikeln zu einem Thema bleibt. Wir können anregen, dass diese Austauschmöglichkeit stärker genutzt wird. Möglicherweise kann auch der Hinweis darauf, dass wir eine Abonnentenschar von 3.500 Mitgliedern der DGS haben, die das Heft in die Hand bekommen und auf dem Cover schon sehen können, wer was publiziert, für den Einen oder die Andere eine Anregung sein, dieses Forum zu nutzen. Diese Option zum Dialog, die das Heft hat, könnten wir stärker machen und die könnte von allen Leserinnen und Lesern, die meistens auch Autoren sind, stärker genutzt werden.

Rüdiger Lautmann: 3.500 Bezieher sind ja eine überaus beachtliche Anzahl. Fast sämtliche anderen Zeitschriften, abgesehen von der Kölner, erreichen diese Zahl nicht. Das Problem ist nur, die Leute bekommen das Heft in die Hand, aber sie schlagen es wahrscheinlich ganz oft nicht auf. Ich habe damals zu meiner Zeit herumgefragt, wie die Kollegen darauf reagieren. Viele haben nicht wahrgenommen, was im Blatt steht. Wir schleppen das alte Vorurteil mit herum: Verbandsnachrichten, Vereinskram interessiert mich nicht. Wie man das ändern kann, weiß ich nicht. Wahrscheinlich durch einen Skandal. ... Also, die Sichtbarkeit ist wohl nicht gegeben. Es ist nur die Quantität gegeben.

Sina Farzin: Das stimmt so nicht ganz, Herr Lautmann, oder nicht mehr. Wir hatten Ende 2017 eine kleine Umfrage unter den DGS-Mitgliedern zur SOZIOLOGIE gemacht und unter anderem gefragt, wie das Heft rezipiert wird.¹¹ Dabei ist herausgekommen, dass 80 bis 85 Prozent der Antwortenden das Heft oft oder zumindest gelegentlich lesen. Und diese Quote gilt für alle Arten von Beiträgen, seien es die Texte in den drei Rubriken, die Meldungen der DGS, die Berichte oder Nachrichten aus der Soziologie einschließlich der Calls und Tagungshinweise. Auch wenn leider nicht alle Mitglieder an der Umfrage teilgenommen haben, konnten wir aus dem Rücklauf doch ein breites und heterogenes Interesse an der Zeitschrift erkennen.

¹¹ Sina Farzin, Karin Lange, Sylke Nissen, In eigener Sache: Notizen zur Leser- und Leserinnenumfrage 2017. Heft 2, 2018, 204–209.

Rüdiger Lautmann: In einem Punkt möchte ich Ihnen, Frau Nissen, widersprechen: Die Redaktion muss solche Sachen organisieren. Von selbst kommen die nicht zustande. Wenn ein interessanter Artikel angenommen worden ist, kann man frühzeitig bei anderen Leuten anfragen, darauf zu reagieren. Wir haben ja gerade das Beispiel der Post-Kolonialismus-Debatte in der SOZIOLOGIE erlebt.¹² Das finde ich außerordentlich spannend; die Beiträge zu diesem Thema gehen wirklich aufeinander ein. Die zitieren einander mit dem, was in einem der vorigen Beiträge gestanden hat. Das ist bisher fast nie gelungen. Ich weiß nicht, was die Redaktion dazu getan hat, ob die sich spontan gemeldet haben. Das ist also einfach ein Wurf, dieses Thema im Heft zu haben, denn die großen Zeitschriften würden das in diesem Ping-Pong-Charakter der Auseinandersetzung nicht bringen. Aber ich denke, es muss wohl doch inszeniert werden.

Sylke Nissen: Nun haben wir das im Fall der Post-Kolonialismus-Beiträge gerade nicht getan! Die Reaktionen auf die E-Mail-Debatte, die Sina Farzin mit Julian Go und Manuela Boatcă geführt hatte, sind alle spontan gekommen. An der ausführlichen Diskussion über Soziologie und Kritik waren wir allerdings mehr beteiligt gewesen.¹³

Rüdiger Lautmann: Dann war das Glück und sollte als Vorbild dienen. Gut. Eingeworbene Beiträge wären dann vielleicht nur Statements der eigenen Position, während sich die Leute hier aufgeregt haben und meinten: Da muss ich was zu sagen, das kann ich so nicht stehen lassen. Das ist wunderbar.

Sina Farzin: Ja, das war sehr erfreulich, dass die Debatte geklappt hat, ohne dass es einen Plan dafür gab. Vielleicht liegt es daran, dass das ein politisch

12 Manuela Boatcă, Sina Farzin, Julian Go, E-Mail-Debate: Postcolonialism and Sociology. Heft 4, 2018, 423–438; Markus Holzinger, Alter Wein in neuen Schläuchen oder was ist neu am »neuen Postkolonialismus«? Heft 2, 2019, 174–184; Marius Meinhof, Postkoloniale Soziologie oder Soziologie des Kolonialismus? Irritationspotentiale postkolonialen Denkens für die Soziologie. Heft 4, 2020, 410–422; Markus Holzinger, Im Westen noch immer nichts Neues. »Soziologie des Kolonialismus« oder »postkoloniale Soziologie«? Heft 1, 2021, 66–76. Matthias Leanza, Axel T. Paul, Kolonialismus und globale Moderne. Heft 2, 2021, 150–165.

13 Stephan Lessenich, Frank Kalter, Christine Resch, E-Mail-Debatte: Kann Soziologie kritisieren? Heft 4, 2009, 431–439; Heinz Steinert, Georg Vobruba, E-Mail-Debatte: Kritische Soziologie – Soziologie der Kritik. Heft 3, 2011, 276–290; Georg Vobruba, Soziologie und Kritik. Heft 2, 2013, 147–168; Stephan Lessenich, Soziologie – Krise – Kritik. Heft 1, 2014, 1–24; Peter Wehling, Soziologische (Selbst-)Kritik und transformative gesellschaftliche Praxis. Heft 1, 2014, 25–42; Andreas Stückler, Gesellschaftskritik und bürgerliche Kälte. Heft 3, 2014, 278–299; Georg Vobruba, Die Kritikkontroverse, Heft 2, 2017, 173–190.

bewegtes Feld ist. Aber es ist zurzeit im Fach auch ein aktuelles Thema, wie man postkoloniale Perspektiven in die Lehre einbindet: Ist das eine spezielle Nische oder ist es ein Thema, das in ganz verschiedenen Feldern mit eingebunden werden sollte und wenn ja wie? Damit beschäftigen sich zurzeit viele auch abgesehen von denen, die zu diesem Thema Wissen produzieren. Vielleicht könnte man versuchen, mit den beteiligten Personen und noch ein paar anderen auf dem nächsten Kongress ein Podium zu gestalten. Ich fände das gut, weil der Dialog im Heft zwar eröffnet wurde, aber es schön wäre, auch noch ein synchrones Gespräch zu haben.

Rüdiger Lautmann: Das ist ja nicht die einzige Frage, die sich so darstellen lässt. Alle die momentan laufenden Debatten, über -ismen, über Sprechverbote und so weiter haben eine soziale und damit auch soziologische, soziologisierungsfähige Dimension, ob das die Genderfrage ist, die Rassismusfrage, die ganzen Aufreger, auch die Populismusdebatte. Da gibt es auch innerhalb der Soziologie verschiedene Positionen. Und die sind ja nicht so oberflächlich »verleidenschaftlicht«, wie wir das aus den Medien mit der *Cancel Culture* und so weiter erfahren, sondern die müssen sich immer auf soziologische Grundlagen beziehen. Dieser Beitrag zur Versachlichung wäre auch außerhalb des Fachs interessant.

Dirk Baecker: Ich weiß wieder einmal, warum ich in diesem Fach unterwegs bin. Kein Fach kann so solide und verlässlich die Dinge runterkochen und die Aufregung rausnehmen, die Hysterie bremsen wie die Soziologie, das per se temperamentmäßig mürrische Fach.

Rüdiger Lautmann: Man kann auch andere Debatten ins Blatt hineinziehen, wobei sich die Kolonialismus-Debatte so gut eignet, weil ja gefordert wird, dass wir unsere Grundbegriffe der Modernisierung und der Rationalisierung völlig neu denken sollen. Das ist natürlich eine Basisdiskussion, aber so stellt es sich bei den anderen Ismus-Debatten eigentlich auch dar. Genderismus und Anti-Genderismus ist vielleicht schon ein bisschen ausgelutscht, aber vielleicht kann man es auch einmal zusammenfassend im Heft präsentieren. Möglicherweise gibt es dann von solchen Beiträgen einen Weg in die allgemeine mediale Öffentlichkeit. Aber wahrscheinlich müssen die Leute gefragt werden.

Dirk Baecker: Wir haben bereits einen Beitrag zu einem anderen wichtigen Thema eingeworben. Ursprünglich von Michael Guggenheim vom Goldsmith College in London kommt die Idee, über die Medien der Soziologie

nachzudenken. Warum sind wir so sehr auf Texte, Zahlen, Formeln, allenfalls Graphiken angewiesen? Wie wenig machen wir mit Bildern, Film und Video und vielleicht auch Podcasts? Das scheint mir auch eine gute Debatte.

Sylke Nissen: Da sei auf jeden Fall der Klassiker von Howard S. Becker »Telling About Society« empfohlen, den Reiner Keller vor zwei Jahren in deutscher Übersetzung herausgegeben hat.

Dirk Baecker: Einer unserer Autoren wird etwas über das Netzwerk als Bild schreiben, um die Frage aufzuwerfen, wovon sich Soziologinnen und Soziologen motivieren lassen, wenn sie nachdenken; mit welcher Visualisierung von welcher Problemstellung sie eigentlich unterwegs sind. Wir sind ja alle letztlich Strukturtheoretiker, die mit Namen und Bildern wenig zu tun haben. Aber genau das sollte mal systematisch beschrieben werden und auch in Relation zu dem gesetzt werden, was gegenwärtig erfolgreich ist, nämlich Bildkommunikation, Kommunikation stehender und bewegter Bilder.

Thomas Schwietring: Ich arbeite ja nicht mehr wirklich als Soziologe und bin deshalb ein bisschen in einer Randposition, von der aus ich das Problem der Interdisziplinarität noch einmal ansprechen möchte. Heute kommen die großen Deutungen von Gegenwart und Zukunft, die eine junge Generation zum Protest bewegen, weniger aus der Soziologie, sondern eher aus der Klimaforschung, also ganz und gar aus den Naturwissenschaften. Die sagen uns mit ihren Modellen, was wir zu erwarten haben, wie lange wir vielleicht überhaupt noch existieren werden. Aus der Soziologie ist hierzu erstaunlich wenig zu vernehmen. Die Pandemie, von der schon die Rede war, ist eigentlich auch nur ein weiterer Anwendungsfall für harte biologische oder physikalische Fakten, auf die die Gesellschaft plötzlich stößt und die ihr absolute Grenzen setzen. Ich habe den Eindruck, dass die Soziologie darauf eher desinteressiert reagiert, sie macht sich diese Themen nicht offensiv zu eigen. Klimawandel und Pandemie haben gemeinsam, dass sie nicht nur ein Anlass für Kommunikation oder sinnhaftes Handeln sind, sondern Gesellschaften vor Augen führen, auf welchen biologischen oder physikalischen Grundlagen sie beruhen. Die Grundlagen sind aber bislang so selbstverständlich erschienen, dass sie gar keinen Eingang in Gesellschaftstheorien gefunden haben.

Das bringt mich mit Blick auf Interdisziplinarität noch zu folgender Beobachtung: Es gibt inzwischen viele Leute, die zu Klima- und Nachhaltigkeitsthemen forschen und in der öffentlichen Debatte präsent sind, bei denen ich beim besten Willen nicht mehr sagen könnte, welcher Art Disziplin sie zuzuordnen sind: Nachhaltigkeitsforscherinnen oder sozial-ökologische Forscher;

eindeutige Soziologinnen und Soziologen entdecke ich da ganz selten. Auch in großen Forschungsverbänden zum Themenhorizont Nachhaltigkeit, Klimawandel, Lebensgrundlagen und ähnliches sind Soziologinnen und Soziologen erstaunlich wenig präsent, obwohl diese Themen ja unmittelbar Verteilungsfragen, Gerechtigkeitsfragen, Fragen von Staatlichkeit, Fragen von globaler Governance und so weiter berühren. Das ist ein bisschen ernüchternd. Ich erlaube mir von meiner Randposition aus einzuwerfen, dass ich da eine gewisse Passivität wahrnehme. Ich weiß nicht, ob die Zeitschrift SOZIOLOGIE der Ort wäre, um das zu beheben, aber zu den Debatten über die Zukunft, die gerade junge Leute umtreiben, gibt es erstaunlich wenig aus der Soziologie. Da müsste man vielleicht wieder den Anschluss kriegen.

Dirk Baecker: Die Bälle werden uns ja zugeworfen. Jedes zweite Interview mit einem Epidemiologen weist darauf hin, dass man großartige Modelle zur physikalischen Modellierung von Ansteckungsdynamiken hat. Die Modelle haben dummerweise eine einzige Störvariable namens menschliches Verhalten, die sie unbrauchbar macht. Da könnten sich Soziologen melden und sagen: Zu dieser Störvariable, bei uns läuft die unter dem Titel der doppelten Kontingenz, können wir durchaus etwas sagen. Ich kann Ihnen da nur zustimmen. Wir scheinen sehr zurückhaltend zu sein.

Johannes Weiß: Schon immer habe ich den Eindruck, dass die Soziologie in der – überhaupt erreichbaren – bundesrepublikanischen Öffentlichkeit über eine vergleichsweise geringe Präsenz, Reputation und »Nachfrage« verfügt – etwa verglichen mit der Soziologie in Frankreich.

Dem wäre unter anderem entgegenzuhalten, dass gerade in jüngster Zeit mehrere soziologische Zeit- respektive Gesellschaftsdiagnosen auch – und vor allem – außerhalb der Fachgrenzen sehr viel Beachtung und Anerkennung gefunden haben. Es wäre gewiss instruktiv, diese öffentliche Rezeption und Zustimmung in die innerfachliche Diskussion der Diagnosen einzubeziehen.

Sylke Nissen: Sie haben Defizite und Leerstellen der Soziologie genannt, aber wie bringen wir das in Verbindung mit unserem Journal? Mit tagesaktuellen Medien können wir nicht konkurrieren. Also muss es doch wohl so sein, dass wir uns auf Themen und Debatten konzentrieren, die einen längeren Atem haben, so dass wir die gut abbilden können. Kann das, was Herr Schwietring eben nannte, überhaupt in der SOZIOLOGIE seinen Platz finden? Und wenn ja, wie könnte das geschehen?

Dirk Baecker: Die SOZIOLOGIE liegt mit einer Auflage von 3.500 Exemplaren auf jedem Tisch eines Mitglieds der DGS. Vielleicht sollten wir versuchen, die Debatten der Soziologie nicht nur nachzuzeichnen, sondern sie auch ein wenig vorwegzunehmen. In unserem Forum können Soziologinnen und Soziologen zu Fragen von gesellschaftlichem Interesse Stellung nehmen, schon bevor Forschungsergebnisse vorliegen, die in Fachartikeln publiziert werden können. Ich kann mir sogar vorstellen, dass es in vielen Fällen genügt, an bereits vorliegende Forschungsergebnisse oder Problemstellungen zu erinnern, um einen möglichen Beitrag der Soziologie zu aktuellen Fragen zu konturieren.

Rüdiger Lautmann: Ich möchte noch die »Räumlichkeit« der Soziologie in Deutschland ansprechen. Als Gegenwartswissenschaft sind wir auch Standortwissenschaft, wir forschen auch über die eigene Gesellschaft, und wir erforschen das an den deutschsprachigen Standorten. Deswegen habe ich damals die Rubrik »Soziologie vor Ort« eingeführt. Vier Jahre lang haben wir in jedem Heft einen oder mehrere Standorte vorgestellt. Nachdem sich rund 25 Standorte vorgestellt hatten, reichte es. Dieses Thema war erschöpft. Mir geht es jetzt hier darum, die »Provinzialität« der Soziologie nicht unter den Tisch fallen zu lassen. Das reale Leben spielt sich doch innerhalb eines Kulturraumes ab; das Interesse dafür zeigt auch der Kongress in Wien. Die Frage ist also, wie man unterbringt, dass es eine Soziologie ist, die in Deutschland betrieben wird, und dass die deutsche Soziologie in der Welt einen ganz eigenen Charakter hat. Diese Kulturraumbezogenheit der Soziologie könnte Thema werden, zumal ich nicht glaube, dass andere Zeitschriften das aufgreifen. Die schielen auf den *Citation Index* und wollen mit ihren Beiträgen, möglichst gleich englischsprachig, weltweit wahrgenommen werden. Das Forum muss das nicht. Das ist ein auf den Kulturraum bezogenes Journal, und das sollte eine Rolle spielen können.

Dirk Baecker: Mir leuchtet das sehr ein. Es gibt sogar schon eine kleine Initiative in diese Richtung. Wir haben den Wechsel in der Leitung des Frankfurter Instituts für Sozialforschung zum Anlass genommen, Stephan Lessenich und Axel Honneth zu bitten, in einem der nächsten Hefte über das Profil eines solchen Instituts an einem solchen Ort etwas zu sagen. Von diesen Forschungsinstituten haben wir im Land immerhin drei, vier oder fünf und die müssen sich unterscheiden. Das Hamburger Institut für Sozialforschung ist zum Beispiel auch eines von denen, die wir uns einmal genauer anschauen können. Wenn die Fakultäten sich immer weniger unterscheiden, müssen die

Institute vielleicht umso mehr auf ein je eigenes Profil achten. Ich finde die Stichworte der »Provinzialität« und »Kulturraumbezogenheit« sehr anregend.

Johannes Weiß: Seitdem Georg Vobruba für die SOZIOLOGIE verantwortlich ist, hat sie, so scheint mir, an literarischer Qualität gewonnen. So könnte ich mir denken, dass sie jetzt mehr und lieber gelesen wird als zuvor, vielleicht auch außerhalb der Fachgrenzen. Das könnte zu der Frage verleiten, ob es nicht neben der SOZIOLOGIE eine Publikumszeitschrift geben sollte, jenseits entsprechender Internet-Angebote.

Dirk Baecker: Das wäre so eine Art *Soziologie heute*, parallel zu *Psychologie heute*.

Sylke Nissen: Die gibt es ja schon. *soziologie heute* erscheint seit 2008, beschreibt sich selbst als populärwissenschaftliches Fachmagazin für Soziologie und wird in Kooperation mit dem Berufsverband Deutscher Soziologinnen und Soziologen herausgegeben. Außerdem fällt mir *Futur Zwei* ein oder das seit einigen Jahren ziemlich erfolgreiche *Katapult: Magazin für Eis, Kartografie und Sozialwissenschaft* – sehr zu empfehlen.

Dirk Baecker: Was im Moment debattiert und gut auf den Weg gebracht wird, ist allerdings das Gegenteil, nämlich ein *German Sociological Journal*, das neben den kanadischen, britischen und vor allem amerikanischen Journals eine Rolle spielen soll und nur noch englischsprachige Artikel publizieren soll. Da kommt das nicht vor, Herr Weiß, was Sie anregen. Die SOZIOLOGIE kann jedoch kein Publikumsmagazin sein, weil das eine massive Veränderung des Charakters bedeuten würde.

Johannes Weiß: Das glaube ich auch. Aber die literarische Qualität lässt sich ja, wie sich zeigt, auch in einem Fachorgan pflegen.

Sylke Nissen: A propos literarische Qualität: Ich würde gern zu einem Wettbewerb um den schönsten Titel aufrufen und kann auch gleich einen Anwärter auf den Sieg beisteuern: Christoph Oehler formulierte 1991 in Heft 2 »Einige Vorbemerkungen zur konzeptionellen Figuration eines alltagsweltlichen Paradigmas zur theoretischen Neubegründung eines empirisch-analytischen Schemas der Soziologie des Krawatten-Tragens«. Der Text war ganze zwei Seiten lang und endete mit der Feststellung: »Das Krawattetragen ist eine emergente Form der Selbstbespiegelung der Mitglieder ausdifferenzierter Sozialsysteme, die – sehr zu Unrecht – von marxistischer Seite als bloßer Ausdruck bürgerlicher Imitation von Adelsuniformen perhorresziert worden ist.« Wer bietet mehr?